

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 285.

Dienstag, 7. Dezember.

1915.

(38. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

[Nachdruck verboten.]

Roman von Ebera Nüst.

Das Mädchen legte einen Brief auf den Tisch.

„Darf ich Nicht machen, gnädige Frau?“

„Ja, drehen Sie das Gas an, nur eine Flamme, bitte, es ist so warm in den Zimmern. Morgen soll nur der Salon geheizt werden.“

„Schön, gnädige Frau. Darf ich die Tassen fort-räumen?“

„Ja, Ist der Doktor auf der Visite? Es ist schon spät.“

„Herr Doktor hatte in der Stadt zu tun, er ist nur in dieser Minute ins Haus getreten; ob er da noch die Stunde macht — er will am Abend fort nach . . .“

„Sagen Sie Herrn Doktor, ich ließe ihn bitten, auf jeden Fall noch bei mir vorzusprechen, ich fühle mich ganz und gar nicht wohl, ich kann und will nicht bis morgen warten.“

„Jawohl, gnädige Frau, ich will es ihm melden. Kommen gnädige Frau zum Abend herunter oder wünschen Sie, daß hier serviert wird?“

„Hier!“

Als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, öffnete Lucy den Brief. Es war das erste Schreiben ihres Vaters, seit sie ihm ihre Übersiedelung nach dem Orgel-Anger nach Frankfurt gemeldet hatte. Sie wußte auch, es würde nichts besonders Erfreuliches darin stehen, darum zögerte sie immer noch mit dem Lesen und horchte fieberhaft gespannt nach dem Korridor hin, ob Julius Nachods elastischer Schritt sich nicht eilig ihren etwas abgelegenen Zimmern näherte. Aber es blieb still draußen, nur unten klapperten ein paar Türen und die Salonsien rollten an diesem und jenem Fenster laut herunter.

Endlich faltete Lucy den Brief auseinander. Er war kurz und in einem Tone, wie sie ihn bisher an ihrem Manne nicht kennengelernt hatte:

„Liebe Lucy!

Wie ich über Deine eigentwillige Übersiedelung in das Sanatorium denke, hat Dich mein Schweigen wohl genügend gelehrt. Ich hatte gehofft, Dich bei meiner Rückkehr nach hier wieder im Hause bei unserem Kinde zu finden . . . ich sah mich getäuscht. Nun fordere ich Dich auf, bis morgen Abend wieder unter meinem Dache zu sein, oder Du verurteilst das Recht, überhaupt noch einmal hierher zurückkehren zu dürfen. Es ist mir bitter ernst damit. Meine Geduld, die Du auf gar zu harte Proben gestellt hast, ist zu Ende.“

Rudwig.“

Lucy warf den Brief auf den Tisch und lachte vor sich hin. Trotzdem kroch ihr etwas über das Herz, ein leises Mahnen, den Bogen nicht vor der Zeit zu straff zu spannen. Vielleicht war es doch eine Torheit gewesen, ihr Haus zu verlassen, ehe irgendeine süße Gewißheit es erheischte. Wozu hatte es gedient?

Es war mit solcher Gewalt über sie gekommen, gegen sich selbst ehrlich zu sein und das Heim zu verlassen, das ihren aufgeregten Sinnen zum Gefängnis wurde. Daß sie den kleinen Rudi auch verließ, kam ihr

nicht zum Bewußtsein. Er wurde ihr ja alle Tage auf ein paar Stunden hinausgebracht, er hatte hier mehr von seiner hübschen Mama als jemals bisher zu Hause, und die Kindsfrau liebte ihn wie ihr Eigenes. Zu kurz kam er nicht, hilflos verlassen hatte sie ihn nicht!

So sollte es bleiben, bis der ersehnte Tag kam, an dem sie Rudi auf den Arm nahm, um ihn in die Welt mitzunehmen, die ihr ein geliebter, als ihr bisheriger Vater erschliefen würde.

Der leichte Schritt auf dem Korridor machte Lucy auffahren. Der Schritt war leicht, wie immer, aber nicht so hurtig wie sonst, er hielt zweimal an, als hemme ihn ein Hindernis auf dem glatten Weg. Dann endlich ein entschlossenes, hartes Klopfen an der Tür der reichsten, schönsten und gesündesten Patientin des Dr. Nachods.

Lucy ging ihm entgegen und schloß selbst die Tür, nachdem Nachod eingetreten war; sie blieb an das Gerüst gelehnt stehen, als sei sie enttäuscht, daß die Hände des Doktors mit Gut und über dem Arm hängendem Paletot zu sehr in Anspruch genommen waren, um die erwartete Umarmung zuzulassen.

Er machte es gerade noch möglich, ihr die Hände zu küssen.

„So auf dem Sprung?“

„Ich will in den Klub, ich habe es Sehen fest versprochen; es wird da irgendetwas gefeiert, ich weiß wirklich nicht, was. Ich muß mal endlich Wort halten und den seltenen freien Abend benutzen.“

„Ich habe soviel mit Ihnen abzureden, Julius, es wird nicht so eilen. Im Klub fängt man später an, so viel ich weiß.“

„Nein, nein, es wird um acht gegessen ich . . .“

Lucy löste sich von der Tür los und nahm Nachods Gut und Paletot. „Ihre Patienten gehen vor, und . . . ich bin sehr leidend“, lachte Lucy.

„Woran, Gnädigste?“

„Zunächst hier an diesem Brief . . . lesen Sie, bitte.“

„Vom Kommerzienrat? Endlich läßt er von sich hören? Er ist seit gestern zurück.“

„Bitte, lesen Sie. Herr Rauter wird energisch . . . ich muß Stellung dazu nehmen.“

Doktor Nachod las. Der Ausdruck in seinem Gesicht war schwer zu entziffern, als er den Brief vor sich auf den Tisch niederlegte und die gegenüberliegende Wand ins Auge faßte.

Nach kurzem Schweigen fragte Lucy: „Was sagen Sie dazu, und was raten Sie mir, dazu zu sagen?“

Nachod wandte sich zögernd um: „Ja . . . Lucy, es wäre ja die lächerlichste Komödie, wenn ich jetzt so tun wollte, als wüßte ich nicht, daß Sie nur eins von mir erwarten. Daß ich jetzt sage: „Du bleibst, wo du bist, alles weitere warten wir zusammen ab! Aber . . .“

„Sie sagen es nicht . . .?“

„Nein, Lucy! Ich sage: Gehe zurück zu deinem Kinde und zu dem Manne, der dir die Hände unter die

Küsse legen möchte, daß du nicht fehltrittst und dir wehdest! Und wenn ich dir anders riete, wäre ich der ärgste Lump unter der Sonne, und du müßtest mich fliehen wie die Pest, statt mir anzuhängen!"

Luch Lauter hatte sich sprachlos höher und höher gereckt und starrte dem schönen Manne ins Gesicht, dessen Worte vernichtend wie ein Felssturz über ihren Scheitel sausten.

Sie fand nichts Brutales in den Zügen, keine Grausamkeit, die das arme Opfer bestialisch verhöhnt... es stand ein Ernst und ein weiches Mitleid in den Zügen, das alle in ihr jählings aufsteigende Kampfeswut zurückschreckte. Die Hände, die sich langsam bis an die Schläfen gehoben, fielen wie gebrochene Flügel herab, falteten sich dann wieder und zerrten hilflos an sich herum, als könnten sie keinen Stütz- und Ruhepunkt mehr finden.

Dr. Nachod sankte die schwanke Gestalt sanft um die Schultern und führte sie zum Sessel, wo sie sich wie geistesabwesend in die Polster drückte. Er ließ sich auf der Seitenlehne nieder und legte den Arm so nach hinten über, daß seine linke Hand fast das goldrote Haar der Kommerzienrätin berührte. Dann redete er leise auf sie ein, und allmählich schien sie auch auf das zu achten, was er sprach. Endlich fragte sie ganz unvermittelt: „Warum ließen Sie es zu, daß ich hierher kam?"

„Ich habe Sie nicht dazu überredet, und als Sie von selbst kamen, war ich mir über die ganze etwaige Tragweite des Schrittes ebenso wenig klar wie über meine eigentlichen Gefühle für Sie.“

„Und jetzt sind Sie sich ganz klar darüber, daß Sie mich nicht lieben, nachdem Sie es mich monatelang durch Worte und Blicke glauben machten?"

„Lieben?! Luch... es fällt gewiß keinem Manne schwer, ein so schönes Geschöpf wie Sie zu lieben... was im großen und ganzen das Lieben für einen Mann bedeutet. Sie hatten mich herausucht, wie noch nie ein Weib zuvor, und ich gab mich dem Rauber hin, ohne nachzudenken. Das Nachdenken behielt ich für meinen Beruf hier. Bei Ihnen faulenzte ich in der Sonne und erholte mich von dem vielen Denken und den Sorgen hier im Hause. Denn ich trage schwer, sehr schwer an Verantwortung und Pflichten, um Sehnen auch nur im entferntesten gerecht zu werden, wenn die Stunde kommt, da er endlich zu fordern hat... bis jetzt bin ich sein Geschöpf, das durch sein Vertrauen lebt und zu Position steigt.“

„Was hat das mit Ihrer Neigung zu tun?"

„Unendlich viel, seitdem ich für uns zwei überlege. Glauben Sie mir doch, es fällt mir nicht leicht, den Vernünftigen zu spielen. Ich habe, seit Sie Ihren Fuß in dieses Haus setzten, übermenschlich gekämpft, täglich, stündlich! Ich wußte, an jedem Tag, wenn ich hier bei Ihnen eintrat, warteten Sie auf das große, erlösende Wort, und von Tag zu Tag fühlte ich stärker, daß ich es nicht sprechen durfte. Mein Naturell ist doch im Grunde schwerfälliger, wenn Sie wollen: Unmodern. Ich habe eine gute, kerngesunde Mutter gehabt, die so ein ganzer, vornehmer Pflichtmensch im höchsten Sinne war. Sie hat mir so viel auf den Weg gegeben, an dem ich vielleicht nicht so leicht schleppe, bis ich die Reiter erklommen habe; aber wenn ich hinaufkomme, dann werde ich reuolos rückwärts schauen können, und mit klaren Augen voran! Das ist auch eine Mitgift, Luch... begreifen Sie mich da?"

„Ich begreife nicht, daß Sie so viel Worte machen, Julius, wo ein Wort genügt, Mauern einzustürzen!"

„Es sollen nicht „Worte“ sein, es sind nicht Wortel. Ich möchte Sie aufrütteln, Luch, auch eine Tat zu tun, die Ihr ganzes ferneres Leben auf eine Höhe tragen müßte, der Sie jetzt weder zustreben noch sie schauen können! Sie sehen heute vielleicht nur den Rechner in mir, wenn ich Sie frage: Was sollte aus uns werden, wenn ich hier meine Zukunft zerstampfte? Ja, ja, ich weiß, Sie haben sich von Ihrem Manne 100 000 Mark zur Hochzeit als Ihr durch nichts zu entziehendes

Eigentum verschreiben lassen. Für Sie allein ein Schatz, für uns zwei ein Stein, der in sich selbst zusammenbröckelt, denn einem Gauner und Hochstapler würden Sie doch nicht folgen wollen? Das wäre ich aber, wenn ich nicht bis auf Heller und Pfennig all meinen Verpflichtungen hier nachkäme. Und sie sind schwer, ganz unerfüllbar schwer, wenn ich gegen Sehnen kontraktbrüchig werden würde. Und die neue Existenz? Wo? Bis wann? Ob überhaupt zu finden für einen Mann, der mit dem Weibe eines anderen auf und davon ging? Das glückt wohl mal unter ganz hervorragenden Zufälligkeiten, aber dürfen wir damit rechnen? Und Luch... Sie kannten Armut und Sorgen zum Überfluß, und die Verzweiflung trieb Sie dem ungeliebten Manne ins Haus. Armut und Sorgen würden Sie vielleicht auch aus dem Hause des geliebteren Mannes treiben, es Ihnen zur Qual machen, denn es würden, es müßten sich stille Vorwürfe dazu gesellen!"

„Niemals! Diese einzige ehrliche Tat könnte ich nie bereuen.“

„Das ist der Punkt, in dem Mann und Frau sich vielleicht selten verstehen können, oder mindestens..."

„Was...?!"

Dr. Nachod erhob sich und machte ein paar Schritte hin und her durch das Zimmer, ehe er sich vor Luch hinstellte und mit einiger Anstrengung sagte: „Luch, ich will, daß Sie ganz illusionslos, klar in mich hineinschauen, und darum muß auch dies Letzte, Härteste fallen zwischen uns: Ich weiß, es gibt Männer, und es mögen nicht die schlechtesten sein, die das Weib jubelnd an sich reißen, das den Gatten und die Kinder verläßt, um ihnen in die Arme zu sinken! Die stolz sind auf das Opfer, das ihnen gebracht wird, und die dieser grenzenlosen Leidenschaft mit derselben reuelosen Leidenschaft antworten können. In all diesen Tagen jähren Kampfes ist es mir klar geworden, daß ich solch ein Mann nicht bin! Es würde in den heißesten Stunden über mich herfallen, daß ich das Glück genieße, das einem anderen zertreten ist, daß dieses Weib, dessen Blut mich befehlen will, herzlos war und ihr Kind verließ, einen so herzigen Jungen wie Rudi! Ich würde immer daran denken, daß sie auch aus dem Rauch erwacht und... bedauert! Nenne es engherzig, nenne es wie du willst, Luch, aber ich kann nicht anders, und es wäre ein Abgrund von Gemeinheit, dir diese bitterste Enttäuschung als Lohn für dein Opfer immer wieder täglich neu bereiten zu wollen. Oder ein Leben voller Heuchelei zu führen, das jeden Nerv in mir töten und mich noch gewisser abwärts führen müßte! Wir haben uns nichts vorzuwerfen, Luch... du kannst deinem Mann rein in die Augen sehen... laß es so zwischen uns bleiben! Vermeiden können wir uns ja nicht, aber wo und wann wir uns begegnen, wollen wir uns freudigen Herzens die Hand reichen, und uns dankbar sein, daß wir uns so begegnen dürfen! Als Freunde, die etwas Schweres miteinander ausgerungen haben und belehrt worden sind, daß das Leben reich ist, wenn es uns Werte in die Hände legt, um mit ihnen nach höherem Geseß und Recht zu wirtschaften und zu wuchern! Wollen Sie Luch? Oder verdammen Sie mich nun in Ihrem Herzen?"

Luch Lauter hatte sich ein paarmal nervös über die Stirn gestrichen, während Nachod sprach. Jetzt erhob sie sich etwas mühsam, richtete sich aber dann straff auf, warf den Kopf ein klein wenig stolz hintenüber und sagte, anfangs mit etwas zitteriger, aber auch schnell fester werdender Stimme: „Sie werden ja wohl recht haben, Dr. Nachod, und vielleicht danke ich Ihnen noch einmal für diese Stunde... heute kann ich es noch nicht..."

„Luch..."

„Nur das eine: ich hätte Rudi nicht verlassen, er gehört zu mir und ich hätte ihn mitgenommen, wohin..."

„Man hätte ihn Ihnen aber nie hergegeben — das hing nicht von Ihrem Wollen ab, Luch, da sprechen andere Gesetze mit, vielleicht barbarische, aber Sie hätten sich fügen müssen.“

„Das ist nun ja alles einerlei! Ich gehe morgen früh nach Hause, und . . . niemand soll sich über die Kommerzienrätin Rauter mehr zu beklagen haben . . . niemand . . . auch Sie nicht, Dr. Nachod, auch Sie nicht! Nur noch eine Bitte an den Arzt: schicken Sie mir sofort einen Schlafrumpf herauf, einen, der hält . . . ich kann diese Nacht nicht mit meinen wachen Sinnen allein sein — nur das nicht! Nachher will ich mich bemühen, auf reinen Höhen zu wandeln, wenn eine Gräfin das erreichen kann!“

Auch lächelte bitter, und reichte Nachod die Hand zum Abschied, sie war schwer und kalt, als er sie in starker Bewegung an die Lippen drückte.

„Den Trunk, bitte!“

Nachod nickte nur und verließ das Zimmer. Er fühlte, er hatte Worte genug gemacht, die starre Knappheit der enttäuschten Frau raubte ihm die Kraft des Widerstandes.

(Fortsetzung folgt.)

„Zum Feldgrauen.“

Von Fritz Arens (zurzeit im Felde).

Träume ich, oder ist es Wirklichkeit? Das letzte ist der Fall: ich sitze in einer großen Stadt Nordwest-Frankreichs in einem großen Gasthause, in dem deutsches Bier verzapft wird. Und das mitten im Kriege! Bayerisches Bier aus Maßkrügen! Bei, wie das schmeckt, wenn man wochenlang nur Kaffee getrunken hat, denn das französische „bière“ ist für unsere Nerven nicht gebräut. Ich will ehrlich sein: hauptsächlich des deutschen Bieres halber bin ich in die Stadt gefahren, die allerdings auch viele Schönheiten aufzuweisen hat. Da ich aber zerbrochene Häuser, Marseen und Denkmäler genug gesehen habe, bin ich, als ich die Straßenbahn verließ, schnurstracks in die große Kneipe gegangen, vor deren Eingang ein weithin leuchtendes Bild mit der Aufschrift „Zum Feldgrauen“ prangt. Und viele Feldgräue wandern gleich mit hinein . . .

Mein Kamerad und ich — wir machten den Absteher zu zweien — setzten uns in die Nähe des Tresens an einen Tisch, der noch nach vom Vierschaum ist. Der Kellner kommt heran. „Zwei Maßkrüge, bitte!“ Aber, was sage ich: Kellner? Ein waderer Feldgräue ist es, angetan mit einer Drilljacke, Reithose und an den Langschäftigen mächtige Sporen. Gleich ihm laufen viele solcher „Kellner“ in dem großen Saale hin und her, denn die Kellner der Gäste sind ausgeborrt von den Strapazen des Krieges. Jeder der Feldgräuen Kellner hat eine mächtige Serviette unter dem Arm, und jeder schwenkt die vollen Maßkrüge mit einer Grazie durch den Saal, daß schon das Zusehen eine Lust ist. Aber schöner ist das Trinken! Besser als hier kann das Bier auch nicht im Münchener Hofbräuhaus sein; ohne Zweifel wird der ganze Betrieb von fachtündiger Hand geleitet. Der Maßkrug ist bald geleert. Aber schon ist der Kellner mit den Sporen bei uns und meint: „Na, Kamerad, das hat Euch wohl gut geschmeckt. Trinkt man noch einen!“ Das lassen wir uns nicht zweimal sagen!

Nun der erste Durst gestillt ist, lassen wir unsere Blicke durch den Saal und über die große Schar der Feldgräuen Gäste schweifen. Feldgräue ist nämlich hier alles! Vielen sieht man es an, daß sie direkt aus dem Schützengraben kommen, denn der Frontsoldat hat etwas Charakteristisches an sich, das man sofort erkennt. Muß das ein Genuß sein, nach den wochenlangen Strapazen im Graben ein Glas deutsches Bier zu trinken zu können! Ein anderer Typ ist der der Urlauber. Man merkt ihnen die Freude an, nach langer, langer Zeit die Heimat, die Lieben wiedersehen zu können. Und dann die vielen Feldgräuen, die in der Stadt selbst oder in der Nähe liegen. Viele wadere Landstürmer steht man, leicht erkennbar: Kopf- und Barthaar zeigen schon Grau, manchmal auch etwas Weiß.

Auch „Mendegbous“ gibt es im „Feldgrauen“, genau so gut wie in der Heimat. Aber etwas fehlt daran: das weibliche Element. Mendegbous gibt es nur zwischen Feldgräuen. Manche Bekanntschaften werden hier erneuert und mit einem „Maß“ neu besiegelt. Aber man glaube etwa nicht, daß hier geschlemmt wird; jeder hält hier weißes Maß, denn der harte Dienst verträgt keine Unmäßigkeit. Morgen geht es vielleicht wieder in den Graben. Aber die Erinnerung an den schönen Tag und an den guten Schoppen im „Feldgrauen“ hält noch lange an. . .

Wie ich den Saal verlasse, fällt mein Blick auf ein großes

Bild, das gegenüber dem Eingang hängt. Das Bild zeigt den deutschen und österreichischen Kaiser, Wilhelm und Franz Joseph. An dieses Bild muß ich wieder denken, als ich an dem Jeanne d'Arc-Denkmal vorbeikomme. Aber ich habe keine Zeit, naheliegende Parallelen zu ziehen, denn auch ich muß wieder hinaus. Und wenige Stunden später stehe ich, das Gewehr im Arm, wieder auf meinem Posten. Manchmal schmalze ich noch mit der Zunge, und es will mir fast scheinen, als ob ich doch noch hätte ein drittes „Maß“ trinken sollen. Nun, vielleicht ein ander Mal. (Fg.)



Aus der Kriegszeit.

Auf dem Wege nach Monastir. Ein Mitarbeiter, der erst kürzlich das Gebiet der gegenwärtigen Kämpfe verlassen hat, sendet uns die folgende Schilderung des schwierigen Geländes, das den Siegeslauf der unaufhaltsam vordringenden bulgarischen Armee freilich nicht aufzuhalten vermag. Der Vormarsch der Bulgaren gegen Monastir stößt auf bedeutende Terrainschwierigkeiten, wenn dieselben auch nicht so beträchtlich sind wie diejenigen, welche die verbündeten Truppen bei ihrer Verfolgung der über die montenegrinische und albanische Grenze zurückweichenden Serben zu überwinden haben. Im Vordringen gegen das auf dem Wege nach Monastir gelegene Prilep haben die Bulgaren sich gegen den Cerna-Fluß zu sichern, der von den Franzosen bedroht wird. Letztere waren bereits auf das linke, nördliche Ufer des Flusses vorgedrungen, sind von dort aber wieder auf das rechte Ufer zurückgeworfen worden. Weiter vorwärts von Prilep nach Monastir gelangt man auf die fruchtbare pälagonische Ebene. Dieselbe bildet ein Hochplateau, etwa 600 Meter über dem Meerespiegel, und erstreckt sich in eine Breite von durchschnittlich 20 Kilometer etwa 60 Kilometer von Norden nach Süden. Etwa 50 Kilometer von dem ziemlich am Nordrande in einem Seitentale gelegenen Prilep entfernt befindet sich am westlichen Rand des Plateaus Monastir oder Bitolj, wie die Serben die Stadt nennen. Die Gegend ist außerordentlich reich an landschaftlichen Schönheiten, und das Hochplateau wird von einem Kranze herrlich geschnittener Berge umrahmt. Der Weg über dieses Hochplateau ist für einen Angriff sehr schwierig, weil er ohne Deckung und dazu sehr kumpfig ist und auch in den Flanken keinen Schutz gewährt. Vor allem ist es hier wieder die Cerna, welche den Bulgaren zu schaffen macht. Denn dieselbe besitzt zahlreiche Nebenflüsse, und rechts und links von ihr dehnt sich ein breiter Sumpf aus. Sümpfe und Fluß können nur auf den hölzernen Brücken bei Carli und Radahor und auf der steinernen Brücke bei Novaki passiert werden. Weiter westlich trifft man auf die Schenniba, über die nur bei Ten eine Holzbrücke führt. Außerhalb der über diese Brücken führenden Wege ist ein Passieren des Terrains in der gegenwärtigen Jahreszeit (es ist wohl Schnee gefallen, doch bisher kein Frost gemeldet worden, der ausreißend wäre, die Gewässer mit einer Eisschicht zu versehen) auch für die Infanterie unmöglich, da der Sumpf eine Tiefe von 60 bis 80 Zentimeter hat. Unmittelbar an die Ebene stößt nun aber, steil ansteigend, das bei dem Vormarsch zu überwindende 2500 Meter hohe Gebirge, das, mit Gestrüpp bewachsen, für eine Armee schwer zu ersteigen ist und einem Vordrängen viele natürliche Hindernisse entgegenstellt. Ein anderer Weg nach Monastir, den auch eine starke bulgarische Armeeabteilung eingeschlagen hat, führt von Ritschevo über Sopa und Demirhissar nach Dolenah und von hier aus entweder an dem Flusse Vojvicha entlang über Virobo, Smiljevo und Gopeš nach dem Blockhaus Gijabat und von da nach Monastir, oder von Dolenah über Präbishi, Murgosch und Bramoripa nach Monastir. Dieser andere Weg bietet, wenn er auch über hohe Gebirgspässe hinwegführt, die Schwierigkeiten des zuerst beschriebenen Weges nicht. Er besitzt zudem durchgreifende Angriffsmöglichkeiten und führt auch auf einem der Rückzugswegen der Serben nach Ochrida. Sehr wahrscheinlich werden die Bulgaren auf diesem Wege Monastir am ersten erreichen. Schon in den nächsten Tagen hoffen wir von dem Falle Monastirs, der Hauptstadt Süd-mazedoniens, zu hören, da es unwahrscheinlich ist, daß die an Zahl der Bulgaren unterlegenen Serben, die diesen Teil Mazedoniens gegenwärtig noch halten, nachhaltigen Widerstand werden leisten können, zumal sie auch durch die bisherigen Kämpfe und ihre ermüdenden Rückzugsmärsche sehr geschwächt sein müssen. (Fg.)

Skutari. Nach den neuesten Meldungen befindet sich gegenwärtig die serbische Regierung in Skutari, das vor einem halben Jahre bereits von den Montenegrinern besetzt worden ist, nachdem sie es 1913 gemäß den Londoner Beschlüssen an das neugeschaffene Fürstentum Albanien wieder hatten herausgeben müssen. Um den Besitz von Skutari hatten die Montenegriner im dem Balkankriege 1912/13 lange und hartnäckig gekämpft, da der Besitz dieser bedeutenden Stadt mit ihrer fruchtbaren Umgebung und dem Bosanastuss des Skutarisees nach dem Adriatischen Meere eine Existenzfrage für das arme Bergland war. Es ist bekannt, wie infolge von Verhandlungen zwischen dem König Nikolaus von Montenegro und dem Verteidiger von Skutari, Essad-Pascha, diese Stadt schließlich dem montenegrinischen Heere übergeben wurde, der Flottendemonstration zum Troste, welche die europäischen Mächte vor der montenegrinischen Küste veranstalteten, um die Montenegriner von der Besitzergreifung Skutaris abzuhalten. Um den Londoner Beschlüssen Achtung zu verschaffen, wurden nach dem Friedensschlusse Detachements der europäischen Mächte nach Skutari entsendet und die Stadt von den Kommandeuren dieser Detachements verwaltet. Damals herrschte etwas Ordnung in die bis dahin ziemlich verwahrloste Stadt ein. Zwar hatte das Bombardement der Montenegriner der Stadt nicht viel Schaden zugefügt, trotz der 28 000 Schrapnells, die auf sie abgeschossen worden sein sollen. Was an Schäden an den Häusern angerichtet worden war, wurde durch die fremden Soldaten bald ausgebessert. Die deutschen und österreichischen Soldaten begnügten sich aber mit dieser Tätigkeit noch nicht. Auf Anordnung ihrer Offiziere stellten sie Fußsteige her, die bis dahin selbst in ihrer primitivsten Form in Skutari noch unbekannt waren, und machten auch die grundlosen Straßen besser fahr- und gangbar als bisher. Auch erhielten die Straßen, welche (wie in fast allen türkischen Provinzstädten) ohne nähere Bezeichnung waren, Benennungen. Da gab es wenigstens während der Zeit, wo oben auf dem Kastell die Flaggen der Staaten wehten, die Detachements nach Skutari entsendet hatten, eine Rue Breslau, eine Rue Goeben, eine Rue Kiel, eine Rue Straßburg, eine Rue Dresden, eine Impasse (Sadgasse) Moskito — vielleicht eine ironische Anspielung darauf, daß Moskito die Franzosen bei Sedan in eine Sadgasse gelockt — und andere deutsche Bezeichnungen mehr. Die Österreicher aber hatten namentlich die Gastwirtschaften mit heimatischen Namen versehen. So gab es ein „Gasthaus zur lustigen Wienerin“, ein anderes „Zur lustigen Witwe“, und alle diese Wirtschaften wurden von ihnen fleißig besucht, bis die Nachricht von Sarajewo dem behaglichen Leben in Skutari ein Ende machte. . . . Wenn übrigens behauptet wird, daß die nach Albanien geflüchteten serbischen Truppen über Skutari nach Griechenland, speziell nach Saloniki übergeführt werden sollen, so dürfen sich, so schreibt uns ein Mitarbeiter, dem doch ernsthafteste Hindernisse entgegenstellen. Zwar ist von Skutari aus der Hafen von San Giovanni di Medua nur un schwer zu erreichen, aber dieser Hafen liegt unweit der Operationsbasis der österreichischen Flotte, der Boche di Cattaro, und die Unterseebootgefahr für die etwaigen Transportkisten wäre bei Medua doch eine sehr große. Auch vor Durazzo, das übrigens auch keinen guten Hafen besitzt, ist diese Gefahr noch vorhanden. Man könnte daher daran denken, daß die Serben auf dem Landwege, Albanien von Norden nach Süden durchschneidend, nach Griechenland zu kommen trachten würden. Allein, alle die hier in Frage kommenden Wege sind außerordentlich schlecht, machen zum Teil große Bogen und sind für das Mitführen von Geschützen und Train nahezu gänzlich unbrauchbar. Auch wäre mit der Feindseligkeit der Bevölkerung zu rechnen, deren Gebiet die serbischen Truppen zu überschreiten hätten. (tz.)

Die Londoner Unterhaltungskubs im Krieg. Das Verbot der englischen Nachtclubs hat die Frage des Verhaltens und des schädlichen Einflusses der anderen Londoner Clubs zur Kriegszeit aufgeworfen. Mit der Schließung der Nachtclubs, die entweder dem Trinken oder dem Kasarbspielen dienen, ist noch lange nicht der unvorteilhaften Wirkung des Klubwesens auf die Lebensführung der bürgerlichen Kreise Londons Einhalt getan. Denn die Vergnügungskubs — die sogenannten „gemischten Clubs“, die ihre Mitglieder in den Nachmittags- oder ersten Abendstunden versammeln, sind, wie „Daily Chronicle“ in einem sehr scharf gehaltenen Artikel ausführt, schädlich für die allgemeine Moral, die gerade zur Kriegszeit eine so wichtige Rolle spielt. „Zahlreiche Frauen“,

sagt das Londoner Blatt, „dienen in den Stäbchen und auf dem Bande der Kriegsführung durch ihre friedliche Arbeitskraft. Aber noch mehr Frauen geben sich — wie man beim Besuch der vielen Clubs feststellen kann, dem Nichtstun hin und bereiten eine ungünstige Stimmung, indem sie über den Krieg jammern und düstere, unwissende Betrachtungen anstellen. Das Verhalten der männlichen und weiblichen Besucher der Unterhaltungskubs ist vom moralischen Standpunkt so tadelnswert, daß die Behörden endlich ihr Augenmerk auf diese Vereinigungen richten sollten. Zumindest sollte man in all den zahlreichen Clubs, in denen man sich nur allzu sehr mit dem allzu hohen Kartenspielen die Zeit vertreibt, die Spielgewinne mit einer Steuer belagen, die den Wohlfahrts-einrichtungen für die Soldaten zugute kommt. Die Londoner Frauen begeistern sich anfänglich für die Wohlfahrtsunternehmungen, weil sie durch sie gesellschaftliche Vorteile oder gar Gewinne erhoffen; wenn dem nicht so ist, sondern hingebende Hilfsstätigkeit verlangt wird, knicken sie ebenso schnell wieder aus und kehren zu den Unterhaltungskubs zurück. Sie behaupten, daß ihr kurzer Dienst sie derart angestrengt habe, daß der Arzt ihnen Erholung empfahl. Und diese „Erholung“ suchen und finden sie meist an den Spieltischen der Clubs. Unsere Unterhaltungskubs verderben die Charaktere, setzen die Lebensführung moralisch herab und berauben das Land wichtiger Hilfsmittel, die nutzlos und leichtsinnig vergeudet werden.“

Die erste deutsche Eisenbahn vor achtzig Jahren. Die Erinnerung an die erste Fahrt der ersten deutschen Eisenbahn erscheint heute, da diese so gewaltig entwickelte technische Erzeugenschaft sich als eines der unentbehrlichsten und wichtigsten Mittel in der Strategie des Weltkrieges erwiesen hat, von aktuell gesteigerter Bedeutung. Heute, da kein Kind sich die Welt ohne Eisenbahnen vorstellen könnte, da sich der Dampfbahnverkehr zu einer der verbreitetsten Selbstverständlichkeiten entwickelt hat, wirkt der Gedanke, daß erst 80 Jahre vergangen sind, seit die erste Lokomotive in Deutschland einen Schienenstrang besuhr, fast unfasslich. Denn wohl keine zweite Erzeugenschaft hat sich mit solcher Geschwindigkeit zu derartiger allgemeiner Vollkommenheit entwickelt. Aus den eisernen Spurstrecken, die 1767 in England zur leichteren Beförderung von Fabriklasten angelegt wurden, entstand das Bedürfnis, auch eine bewegende Kraft zur Fortschaffung dieser Lasten zu erhalten. Der erste Versuch, Kohlenwagen auf Spurbahnen mittels einer durch Dampf betriebenen, auf Rädern beweglichen Maschine fortzuziehen, wurde 1804 (in Südwales) gemacht. Auch in Deutschland wurden derartige Maschinen schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts gebaut. Die im Jahre 1818 von dem Hütteninspektor Krüger auf der Königl. Erzkammer zu Berlin erbaute Dampfmaschine war einer der wichtigsten Vorläufer der später von George Stephenson fertiggestellten Dampflokomotive. Fünf Jahre, nachdem unter Anleitung Stephenson's die erste Eisenbahn der Welt, die Strecke Liverpool-Manchester, eröffnet worden war, wurde die erste Eisenbahn auf deutschem Boden dem Verkehr übergeben. Die erste Strecke befand sich bekanntlich in Süddeutschland; sie reichte von Nürnberg nach Fürth und wurde am 7. Dezember 1835 zum erstenmal befahren. Die Entwicklung des Eisenbahnwesens nahm hierauf in Deutschland einen außerordentlich regen Fortgang. Schon am 14. April 1837 folgte die Strecke Leipzig-Mitthen der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. Im selben und im nächsten Jahre führten Österreich, Preussisch-Weich und Preußen den Dampfbahnverkehr ein. In England in die Welt gesetzt, fand die Erfindung der Eisenbahn in Deutschland die schnellste und vollkommenste Ausbildung. Schon seit vielen Jahren darf der deutsche Eisenbahnverkehr infolge der Güte seines Materials, der Ausbreitung und Mächtigkeit seines Netzes und der hervorragenden Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit als der technisch und organisatorisch beste in der Welt angesehen werden. Auch in der Verwendung der Eisenbahn als indirektes Kampfmittel im Weltkrieg steht Deutschland in erster Reihe. Erst die Ausbildung unseres Bahnbetriebes ermöglichte die Ausföhrung der so erfolgreichen Operationen deutscher Strategie. So darf im deutschen Eisenbahnwesen, dessen Anfangspunkt durch den 7. Dezember 1835 datiert wird, die Gegenwart als ein Höchstpunkt bezeichnet werden, wie er in solcher Schnelligkeit auf dem Gebiete technischer und organisatorischer Entwicklung ohne Beispiel da steht.